

Wolfgang
Schmidbauer Der
Fortschritt
und das
Glück

Eine gescheiterte Beziehung

Inhalt

Vorwort 7

Einführung 10

Kapitel 1

Die Regulierung des Lebens 15

Kapitel 2

**Die Sehnsucht nach einer
kränkungsfreien Welt** 25

Kapitel 3

**Ein abgerissener Arm und ein Unfall
auf der Gorch Fock** 39

Kapitel 4

Glück und Geschlecht 45

Kapitel 5

In der Optimierungsfalle 57

Kapitel 6

Das Glück der Diagnose 69

Kapitel 7

Das beschwerte Familienglück 81

Kapitel 8

Angstlust und Geisterbahn 101

Kapitel 9

Das Vorsorge-Paradox 109

Kapitel 10

Fortschritt und Fruchtbarkeit 123

Kapitel 11

Fortschritt und Liebesglück 133

Kapitel 12

Entradikalisiert euch! 155

Kapitel 13

Die eiserne Lunge 169

Schlussgedanken

Das Paradies ist nicht verloren 183

Anmerkungen 193

Über den Autor 201

Vorwort

Zu den prägendsten Erfahrungen meines Lebens gehören die Glücksgefühle, die von einem frühen Hineinstolpern in eine archaische Umgebung ausgelöst wurden. 25-jährig, frisch verlobt und mit einem Diplom in Psychologie ausgerüstet, hatte ich für den Gegenwert von einigen Tausend Mark ein verlassenes Steinhaus in der Toskana erstanden: solide Mauern und ein reparaturbedürftiges Dach, mit schönster Aussicht, ohne Autostraße, ohne fließendes Wasser, ohne Strom. Meine Frau und ich retteten dieses Haus vor dem Verfall und lebten dort einige Jahre, ehe unsere älteste Tochter eingeschult wurde. Ich hatte schon während des Studiums als Medizinjournalist gearbeitet und schrieb jetzt jeden Tag drei verkäufliche Seiten. Das reichte gut zu einem Leben mit Kerzenlicht, Kaminfeuer und Wasser aus der Quelle.

Wenn ich am Feuer saß, über die Felder ging, die an einen Schäfer verpachtet waren, wenn ich nachts in die Dunkelheit trat und die Milchstraße über mir sah oder im Juni die Lichtspuren der Leuchtkäfer, deren Flackern das Auge nicht anders deuten kann als einen springenden Funken, wenn der Mond durch die Äste schimmerte oder ein Gewitter über den Bergen von Pistoja ganz ohne Donner leuchtete, überfiel mich dieses Glücksgefühl: »Das ist schön, fast zu schön, um wahr zu sein, und doch ist es wahr – ich habe es nicht verdient, es ist mir in den Schoß gefallen.«

In dieser Stimmung lag der Keim eines meiner ersten Bücher: *Homo consumens*, eine psychologische Analyse der Konsumgesellschaft und ihrer Fähigkeit, Homo sapiens in eine Karikatur seiner selbst zu verwandeln. Die meiste Zeit meines Berufslebens habe ich letztlich doch in großen Städten verbracht, schließlich waren

sie in der Zeit vor Internet und Handynetz die einzige Möglichkeit, am Fortschritt teilzunehmen (und sei es in der Form von Kritik).

Nach meiner Rückkehr in die Großstadt war ich Psychoanalytiker geworden. Mein Lieblingstext Sigmund Freuds wurde *Das Unbehagen in der Kultur*. Im Lauf der Jahre wuchs in mir die Idee heran, das in manchen Punkten nicht mehr zeitgemäße Modell Freuds zu ergänzen. Freud hatte die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft, Trägerin der Zivilisation seiner Zeit, in den Rang von Kultur schlechthin gehoben. Er nutzte die Forschung über die biologische und kulturelle Evolution zum Menschen nicht, und er kannte die schriftlosen Kulturen nicht gut genug, denen unser Fortschrittsgedanke undenkbar ist und die doch unseren sozialen Bedürfnissen sehr viel besser gerecht werden als das Projekt der Konsumgesellschaft.

Eltern begegnen der kindlichen Autoerotik heute weniger aggressiv und verbietend als zu Freuds Zeiten. So wird nicht mehr die Unterdrückung der kreatürlichen Bedürfnisse zur Quelle des Unbehagens. Unser Lebensglück wird vielmehr bedroht durch die manipulative Ausbeutung unserer Wünsche nach Geltung, verbunden mit der Angst, sich nicht in den Forderungen einer überkomplexen Gesellschaft zurechtzufinden. Diese Angst liest das Kind aus den Blicken der Eltern oder entwickelt sie im Scheitern seiner Anpassung an die Ansprüche einer ebenso reichen wie missgünstigen Kultur.

Die scheiternde Beziehung zwischen Fortschritt und Glück wird im Folgenden an vielen Beispielen und Szenen erläutert. Ich hoffe, dass sie Mut machen, unkonventionelle Wege einzuschlagen, und vor der Versuchung schützen, natürliche Lebensgrundlagen für Rohstoffe zu halten, die wir bedenkenlos in die Fundamente »fortschrittlicher« Projekte kippen können.

Die menschlichen Glücksmöglichkeiten sind sehr flüchtig, sehr persönlich; sie kommen von innen und klingen hohl, wenn sie von außen verordnet werden. Sie wurzeln im Kontrast zwischen Erregung und Beruhigung, zwischen trüben und frohen

Stimmungen. Wer sie in feste Formen gießen will, kann das Glück nicht sicher haben, muss eher fürchten, im Festhalten Unglück zu zementieren. Brauchbar für das Glück ist stets die Haltung, anderen und auch sich selbst mit Empathie und Gelassenheit zu begegnen. Diese Haltung speist sich aus der Gewissheit, dass unsere Glücksmöglichkeiten schwinden, wenn wir das Glück erzwingen möchten oder jenen glauben, die behaupten, solches für uns zu leisten.

München, November 2021

Wolfgang Schmidbauer

Einführung

In diesem Buch geht es um einen Widerspruch: Obwohl immer mehr Menschen in wachsendem Wohlstand und steigender Sicherheit vor Krankheit und Gewalt auf dem Planeten leben, steigt jedes Jahr die Zahl derer, die an Depressionen und Ängsten leiden. Das ist statistisch gut beobachtbar und über klinische Diagnosen hinaus in Umfragen, in dem wachsenden Verbrauch von Psychopharmaka und in den Wartelisten psychotherapeutischer Praxen dokumentiert. Ist das nur ein ungünstiger Zufall? Oder könnte es sein, dass es der Fortschritt selbst ist – vielleicht genauer: ein allzu gieriger Umgang mit ihm – der uns in Gefahr bringt, unglücklich zu sein?

Mir kommt dabei eine Fabel von Fuchs und Wolf in den Sinn: Der Fuchs bringt den Wolf auf die Idee, zusammen in den Keller eines Metzgers einzusteigen. Dort angekommen, machen sich die beiden über Würste und Schinken her. Der Wolf schlingt nach Herzenslust, der Fuchs aber unterbricht gelegentlich das Festmahl und quetscht sich durch das Fenstergitter, durch das sie eingedrungen sind. »Was tust du?«, will der Wolf wissen. »Ich sehe nach, ob jemand kommt«, sagt der Fuchs. Irgendwann im Laufe des Gelages stößt der Wolf ein Fass um. Der Lärm weckt den Metzger, er kommt mit einem Knüppel. Der Fuchs kriecht schnell durch das Fenster und entkommt, der Wolf jedoch bleibt stecken und wird verdroschen.

Die Entfernung von der Natur im Sinn einer besseren Kontrolle über die Unberechenbarkeit von Jagdbeute und Sammelertrag ist untrennbar mit der Menschwerdung verbunden: Tierhaltung und Landwirtschaft, Medizin, Infrastruktur und Technik

erleichtern den menschlichen Zugriff auf Güter ungemein. Aber wie gehen wir mit dieser Naturentfernung und ihren Früchten um? Haben wir gleichzeitig auch eine bessere Kontrolle über uns selbst entwickelt, die uns erlaubt, die Angebote der fortschrittlichen Welt zu handhaben? Sind wir in der Geschichte der gierige Wolf, der bedenkenlos die Segnungen des Metzgerhandwerks konsumiert, oder der schlaue Fuchs, der die Verführung kontrolliert und sich damit selbst schützt – wie Odysseus, der sich an einen Schiffsmast binden lässt, weil er den verführerischen Gesang der Sirenen hören will, aber um seine zerstörerische Wirkung weiß?

Unsere Möglichkeiten, die Natur zu vertreiben, haben sich in den letzten Jahrhunderten multipliziert. Den wenigsten Menschen ist aber durchweg wohl mit dieser Entfernung. An Wochenenden und im Urlaub entfliehen sie dem städtischen Leben, in das die Industrialisierung immer mehr Menschen gezwungen hat. Als das während der Coronapandemie nicht möglich war, wurden Katzen und Hunde en masse gekauft; Grün wucherte auf Balkonen. Wir sehnen uns nach Wohnorten, in denen Natur und Technik sich versöhnen. Davon können wir gegenwärtig jedoch nur träumen. Dem Fetisch des »stärker und schneller« folgend haben wir unsere Städte autofreundlich statt lebensfreundlich gebaut – daran kann auch die vermeintlich umweltschonende Elektromobilität nichts ändern, zumindest nicht, wenn sie in immer leistungsstärkeren SUVs daherkommt und die Straßen weiterhin verstopft.

Natürlich lässt uns die Naturentfernung nicht kalt – schon das Wort »natürlich« zeigt, dass unser Denken geprägt ist von einer Art Unwohlsein, wenn etwas eben »unnatürlich« ist (es gibt im Deutschen sogar die Steigerung »widernatürlich«, deren Einsatz meist pure Ideologie ist, wenn es beispielsweise um den Kampf gegen so natürliche Neigungen wie Selbstbefriedigung oder Homosexualität geht).

Keiner der frühen Zweifler am Fortschritt konnte voraussehen, womit wir uns heute plagen. Rousseau argumentierte brillant, am Anfang des menschlichen Elends stehe das Eigentum:

Der erste, der ein Stück Land mit einem Zaun umgab und auf den Gedanken kam zu sagen ›Dies gehört mir‹ und der Leute fand, die einfältig genug waren, ihm zu glauben, war der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Kriege, Morde, wie viel Elend und Schrecken wäre dem Menschengeschlecht erspart geblieben, wenn jemand die Pfähle ausgerissen und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: ›Hütet euch, dem Betrüger Glauben zu schenken; ihr seid verloren, wenn ihr vergesst, dass zwar die Früchte allen, aber die Erde niemandem gehört.‹¹

Rousseau konnte nicht ahnen, dass im 21. Jahrhundert nicht nur eingezäunt, sondern auch verbrannt und vergiftet wird. Viele der Schäden durch den Fortschritt lassen sich nicht mehr rückgängig machen, weil sie nicht wie ausreißbare Zäune auf dem Land stehen. Gifte wie DDT, Quecksilber und Weichmacher für Kunststoffe treiben massenhaft in den Weltmeeren. Sie reichern sich am Ende von Nahrungsketten zu gefährlichen Potenzen an – und können nicht mehr aus diesen Kreisläufen entfernt werden. Das ist kein mythischer Sündenfall, es ist ein realer.

Inzwischen hat das Klimaproblem die Umweltvergiftung an Dringlichkeit überholt. Beiden gemeinsam ist der Schritt in Abhängigkeiten, die wie zementiert wirken. Der Autoverkehr etwa ruiniert die Lebensqualität in den Städten und macht sich zugleich unentbehrlich, weil sich dieser Ruin in einem Auto besser ertragen lässt und man mit ihm am Wochenende »in die Natur« entfliehen kann.

Der zweite Sündenfall war die Hingabe an den Zwang, Profit zu erwirtschaften, koste es, was es wolle. Wenn die Beteiligten von toxischen Entscheidungen *sofort* vergiftet siechen würden, wäre es nie so weit gekommen. Aber nachdem viele Folgen der kapitalistischen Industrie zwar bösartig sind, aber erst später oder weit entfernt von den Konsumenten und Entscheiderinnen eintreten, wachsen die Gefahren.

Nie haben so viele Menschen in so viel Sicherheit und Wohlstand auf dieser Erde gelebt wie gegenwärtig – und nie hatten

gerade die Bürger der reichsten Länder so viele und so gut begründete Ängste vor der Zukunft. Jeder Schritt der kulturellen Evolution ist auch ein Schritt vom Hunger zur Angst, jeder Gewinn an Macht über das Leben weckt die Angst vor dem Verlust dieser Sicherheit. Angst macht rücksichtslos und kalt, daher können wir an vielen Orten beobachten, wie kaltes Denken frühere, der Empathie nähere Strukturen überwältigt.²

Je komplexer die Welt wird, desto mehr wächst auch die Anziehungskraft von Lügen, in denen die gegenwärtig sichtbaren, böartigen Folgen der Entwicklung weggewünscht und wegversprochen werden. Der Ängstliche glaubt nur allzu gerne, dass Gefahren nicht existieren, solange sie ihn noch nicht unmittelbar betreffen, vor allem, wenn eine charismatische Figur ihn darin unterstützt. Neben das Charisma des Ehrlichen, der sich redlich bemüht, den Zustand der ihm Anvertrauten zu bessern, tritt das Charisma des Betrügers. Er vermittelt eine ganz andere Botschaft, die ihm kurzfristig hohe Aufmerksamkeit garantiert: »Ich werde euch zwar nichts von dem Guten geben, das ihr euch wünscht, aber ich kann euch erklären, wen ihr dafür hassen sollt, weil ihr es nicht bekommt!«

In der modernen, individualisierten Konsumgesellschaft hat die Angst ein neues Trägermedium entdeckt: den Neid. Rousseau hat das schon erkannt: Wir gehen zwar nicht mehr hungrig ins Bett, aber wir können nicht schlafen, weil andere erfolgreicher sind, mehr und bessere Dinge haben – schlimmer noch, weil sie bessere Beziehungen haben (oder wir das wenigstens glauben). Missgunst weckt Angst, Angst festigt Missgunst; wo es bestimmt genug gäbe, um allen ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen, werden die einen in Elend gezwungen, weil die anderen fürchten, alles zu verlieren, wenn sie ein wenig abgeben.

Die immense Macht der Angst wird in einer Rhetorik deutlich, die in vielen Ländern Europas einen Untergang durch arme Eindringlinge befürchtet und mit Slogans wie »das Boot ist voll«³ abwehrt, ohne einen Gedanken daran zu verlieren, dass die Gebur-

tenrate in den meisten europäischen Ländern so gering ist, dass sie auf Zuwanderung angewiesen sind.

Gegenwärtig bräuchten die Spitzenreiter der kulturellen Evolution sechs Planeten von der Größe der Erde, um ihre Wirtschaft zu stabilisieren. So ist der Gedanke des »zurück« unvermeidbar geworden. Er sollte aber nicht in primitive Nostalgie führen. Das Bild des »edlen Wilden«, der gerne teilt und die Natur nicht zerstört, ist oft mit kritischen Argumenten in Scherben geschlagen worden – und hat sich ebenso oft wieder zusammengefügt. Freud suchte nach einem Kompromiss: Die Kultur ist unvermeidlich, aber muss sie so beschaffen sein, dass die Menschen neurotisch werden und der normengetreue Bürger eine unglückliche Person ist?

Die Fortschritte zu Wohlstand und Sicherheit haben nicht dazu geführt, dass sich die Menschen besser *fühlen*. Nach Umfragen nehmen Lebensängste zu und die materiell irriige Aussage, dass früher alles besser war, wird von Mehrheiten bejaht. Die Gründe dafür sind komplex. Sie hängen mit einer durchaus realistischen Notwendigkeit zur kulturellen Transformation zusammen, fort von der Verschwendungsgesellschaft, spiegeln aber auch eine einfühlbare Angstdynamik. Wir fürchten uns nicht vor der Vergangenheit – sie ist ja bezwungen, hurra, wir leben noch! – wohl aber vor der Zukunft. So würden manche Menschen gerne aus der Gegenwart in eine idealisierte Wiedergeburt der Vergangenheit flüchten, in eine von anderen Menschengruppen oder Glaubensformen befreite Größe und Macht.

Ist es am Ende der viel gepriesene Fortschritt, der uns unglücklich macht?

Wie kann es sein, dass unsere Welt immer fortschrittlicher wird, die Menschen aber immer unglücklicher? Der Psychoanalytiker Wolfgang Schmidbauer diagnostiziert, dass uns das Glück nicht trotz, sondern wegen des Fortschritts verlassen hat: Getrieben von Werbung und Konsum haben wir verlernt, uns selbst zu lieben. Stattdessen passen wir unsere Körper an gesellschaftliche Wunschbilder an. Anstatt den Dialog zu suchen, sind wir von kleinsten Meinungsdivergenzen gekränkt; anstatt eine nachhaltige Zukunft anzustreben, scheuen wir jede Einschränkung unserer wirtschaftlichen Freiheiten.

Schmidbauer erkundet, was hinter diesen Impulsen steckt, und plädiert für mehr Empathie und Gelassenheit.

